

III Aus den Vorträgen

Norbert Oellers
Schiller und das Geld

Es gibt einen Bericht über Schillers Umgang mit Geld im Jahr 1768. Dieser Bericht hat das folgende Gedankenspiel angeregt.

Vielleicht hat Schiller am 14. April 1768, einem Donnerstag, zum ersten Mal Geld in der Hand gehabt, sagen wir 4 Kreuzer; die mag er geschenkt bekommen oder entwendet haben; oder er wurde damit zum Einkaufen geschickt (Was damit erworben werden konnte, wird noch gesagt.) Wie auch immer: Er war an diesem Tag 8 Jahre, 5 Monate und 4 Tage alt. Er hatte also noch 37 Jahre und 25 Tage zu leben.

Nicht ausgeschlossen ist, daß Goethe, als er 8 Jahre, 5 Monate und 4 Tage alt war, also am 1. Februar 1758, einem Mittwoch, Geld in der Hand gehabt hat; sagen wir: auch zum ersten Mal. Da hatte er noch 74 Jahre und 50 Tage zu leben.

Das Rechenexperiment soll zum Thema lenken. »Schiller und das Geld« läßt sich zeitlich auf die Hälfte des Themas »Goethe und das Geld« beschränken. Doch auch diese Hälfte würde genügen, um ein Buch mit über 200 Seiten zu schreiben, mit einem Umfang also, den das kürzlich erschienene Buch »Genie und Geld. Goethes Finanzen« von Jochen Klauß hat.¹ Klauß hätte auch 500 Seiten schreiben können; aber er wollte dem Publikum nicht zuviel zumuten (womit auch gemeint ist: sein Buch nicht zu teuer machen). 500 Seiten »Goethe und das Geld«, 200 Seiten »Schiller und das Geld«, das wäre angemessen, auch wenn mit diesen Zahlen nicht einmal angedeutet wird, daß Goethes Finanzgeschäfte – nimmt alles nur in allem² – die Schillers wohl um das Fünf- oder gar Zehnfache übertroffen haben.

Im Folgenden geht es nur um einen gedrängten Bericht über einige Specialiora, um einen in diesem Zusammenhang passenden Begriff Goethes zu verwenden³, über Besonderheiten des Schillerschen Verhältnisses zum Geld. Es geht nicht zuletzt darum, verbreitete Ansichten über Schillers prekäre Finanzsituation, die fast sein ganzes Leben bestanden habe, zu korrigieren.

Am 11. November 1852 brachte Karl Gutzkow auf einer Schiller-Gedenkfeier in Wien einen Toast aus, in dem er an die nächtliche Bestattung des

¹ Jochen Klauß: Genie und Geld. Goethes Finanzen. Düsseldorf 2009.

² Vgl. Shakespeares »Hamlet« I,2: »He [Hamlet's father] was a man, take him for all in all.«

³ Im Brief an Schiller vom 19. März 1802. (Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Hrsg. von Norbert Oellers unter Mitarbeit von Georg Kurscheidt. Stuttgart 2009. Bd 1, S. 1025.)

Dichters erinnerte, die dazu beigetragen habe, daß sich »seit fünfzig Jahren der Schmerz um die geringen Ehren, die man damals dem grossen Todten widmete, gesteigert« habe.⁴ Conrad Ferdinand Meyer benutzte einige Jahre später diesen Toast, als er sein Gedicht »Schillers Bestattung« schrieb:

Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
Und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
Mit keinem Kranz, dem kargsten nicht, und kein Geleit!
Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
Von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
Schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius war's.⁵

Bei Gutzkow war der geheimnisvolle Unbekannte, der dem Sarg folgte, noch »der Genius des deutschen Volkes«⁶ gewesen, C.F. Meyer machte daraus noch mehr. Aber um die Geschichte des Unbekannten (eine eigene Geschichte) geht es hier nicht, sondern um die Ärmlichkeit der Bestattung, die keinen anderen Schluß erlaubte, als den, daß es hier ein Armenbegräbnis gegeben habe – eine Vorstellung, die schon bald nach Schillers Tod außerhalb Weimars öffentlich die Runde machte, wobei auch die Verbindung hergestellt wurde mit dem bekannten Obduktionsbericht, nach dem Schiller eigentlich gar nicht mehr hätte leben können (bis hin zur vorsichtig geäußerten Vermutung, daß sein Tod nicht auf natürliche Weise eingetreten sei).⁷ Auch über die Legende vom Mordkomplott hier nichts.

| 23

Also: der arme Schiller, der nicht zuletzt wegen seiner bitteren Armut einer wohltätigen Stiftung seinen Namen gegeben hat (der »Dresdener Schiller-Stiftung« von 1855, die 1859 zur »Deutschen Schillerstiftung« führte), einer Stiftung, die armen Schriftstellern und ihren Hinterbliebenen finanzielle Hilfe gewährte. Julius Hammer, der die Gründung der Stiftung angeregt hatte, resümierte 1857, daß damit »ein Denkmal in Schillers Geiste« geschaffen sei »und zugleich ein Wahrzeichen der Nation [...]. Man vergegenwärtige sich nur die äußern Verhältnisse, in welchen Schiller, der gefeierte Schiller, starb. Seine Freunde mußten zusammentreten, um die Kosten seines Begräbnisses zu bestreiten. Ist diese Thatsache nicht eine ernste und dringende Mahnung? [...] er starb, wie gesagt, in Armuth.«⁸

4 Zitiert nach: Constant Wurzbach von Tannenberg: Das Schiller-Buch. Festgabe zur ersten Säcular-Feier von Schiller's Geburt 1859. Wien (1859), S. 252, Nr 2656.

5 Conrad Ferdinand Meyer: Sämtliche Werke. Hist.-krit. Ausgabe. Bd 1. Hrsg. von Hans Zeller. Bern 1963, S. 23.

6 Wie Anm. 4.

7 Vgl. dazu: Norbert Oellers: Schiller. Geschichte seiner Wirkung bis zu Goethes Tod. 1805–1832. Bonn 1967, S. 31–33.

8 Jahrbücher der Schiller-Stiftung, Bd 1. Dresden 1857, S. 127–128.

Wie es so zu gehen pflegt: der Weg vom Leben zur Dichtung ist oft so kurz wie der von dieser zu jenem. In der Schiller-Literatur wurde nicht selten des Dichters 1795 entstandenes Gedicht »Die Theilung der Erde« als autobiographisches Dokument zitiert: Der Dichter, beschäftigt mit Dichtung, versäumt es, sich an der Teilung der irdischen Güter zu beteiligen; von Zeus wird ihm freilich Himmlisches versprochen:

Was kann ich thun, spricht Zevs. Die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.⁹

Schiller konnte sich nicht mit der Aussicht aufs Jenseits (das ihm sehr problematisch war¹⁰) über seine materiellen Sorgen, an denen es in der Tat nicht fehlte, hinwegtrösten. Als 1847 sein Briefwechsel mit Körner erschien, wurde allgemein bekannt, was in vielen Kreisen schon längst gewußt wurde: daß der Dresdner Freund den Dichter, der in Mannheim kaum übersteigbare finanzielle – wie auch beträchtliche amouröse – Schwierigkeiten hatte, zwei Jahre lang, 1785 bis 1787, alimentierte, weil sich von den Erträgen aus der schriftstellerischen Arbeit nicht leben ließ. Dazu nur ein Zitat aus dem Brief Körners an Schiller vom 8. Juli 1785: »[...] ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu setzen.«¹¹ Schiller machte Körner die Freude und war's zufrieden, daß dem Jahr des relativen Wohllebens ein weiteres folgte, in dem Körner ihn über Wasser hielt.

Etwas anderes war lange vor 1847 in verschiedenen Veröffentlichungen (auch in Körners 1812 erschienenen »Nachrichten von Schillers Leben«¹²) berichtet und besprochen worden: daß Christian Friedrich, Erbprinz des zu Dänemark gehörenden Herzogtums Schleswig-Holstein-Augustenburg, 1791, nachdem sich die Nachricht von Schillers Tod als falsch erwiesen hatte, aus Freude über diese neue Nachricht und gleichzeitig aus Sorge um die materielle Sicherung Schillers, dem Dichter ein Geschenk von 3000 Talern, verteilt auf drei Jahre, hatte zukommen lassen; 1796 wurden noch einmal 1000 Taler hinterhergeschickt, nachdem Schiller seine Dankbarkeit dadurch bewiesen hatte, daß er Friedrich Christian, der inzwischen Herzog geworden war, Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen geschrieben hatte. (Sie wurden – rekonstruiert und vermehrt – 1795 in den »Horen« veröffentlicht.)

⁹ Schillers Werke. Nationalausgabe (künftig: NA). Bd 1. Hrsg. von Julius Petersen † und Friedrich Beißner. Weimar 1943, S. 268.

¹⁰ Siehe dazu: Norbert Oellers: Schiller und die Religion. In: Friedrich Schiller und der Weg in die Moderne. Hrsg. von Walter Hinderer. Würzburg 2006, S. 165–186.

¹¹ NA 33 I. Hrsg. von Siegfried Seidel. Weimar 1989, S. 75.

¹² In der Einleitung zu: Friedrich von Schillers sämtliche Werke. Bd 1. Stuttgart und Tübingen 1812, S. XXIX–XXX.

Also: armer Schiller? Ja und nein. Verglichen mit Goethe: ja; denn Schiller hatte keine Sekretäre, keine Kutsche, kein großes Haus; sein Schreibpapier von der holländischen Mühle C & I Honig war billiger als das Goethes von derselben Mühle. Aber er war ja auch nur als einfacher Hofrat »Wohlgeboren« und nicht, wie Goethe, der Geheime Rath, »Hochwohlgeboren«. Das wenigstens änderte sich 1802 mit Schillers Nobilitierung. (Goethe paßte sich den neuen Verhältnissen an, nachdem die Urkunde, die ein Vierteljahr von Wien nach Weimar gebraucht hatte, beim Adressaten angekommen war: »Hochwohlgeboren« zierte nun auch die Adressen der Briefe des Geheimen Rathes an Schiller.) Aber von einem Jahresgehalt, das Goethe vom Herzog bezog (von 1200 Talern im Jahr 1776 bis 1900 Talern zwölf Jahre später¹³) konnte Schiller natürlich nur träumen. Doch er war, verglichen mit anderen Schriftstellern, verglichen mit Handwerkern, Gewerbetreibenden, Lehrern und Kindermädchen, keineswegs arm.

Im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, den dieser 1828/29 der Öffentlichkeit präsentierte (nicht zu jedermanns Freude), ist zwar – in den Briefen des Jüngeren – nicht selten von Geld die Rede, aber nicht so gründlich, daß daraus auf seine Besitzverhältnisse geschlossen werden könnte. Daß die Verfechter der These von Schillers chronischer Armut dennoch glaubten, hier Belege für ihre Ansichten zu finden, überrascht natürlich nicht. Zitiert wird etwa, was Schiller schrieb, nachdem ihm Anfang Februar 1798 endlich die Urkunde seiner Ernennung zum französischen Bürger (ausgestellt im August 1792) und vier Wochen später seine Ernennung zum ordentlichen Honorar-Professor zugegangen waren: »[...] so sehe ich mich in kurzer Zeit mit mehreren Würden bekleidet, von denen ich nur wünschte, daß sie mich wärmer hielten.«¹⁴ Die Aufnahme in die Königliche Akademie der Wissenschaften in Stockholm kommentierte Schiller: »Dieser Tage bin ich mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht worden. Ich glaubte, wie ich das Diplom mit dem großen wächsernen Siegel aufschlug, es müßte wenigstens eine Pension herauspringen, am Ende wars aber bloß ein Diplom der Academie der Wißenschaften.«¹⁵ Damit wird über Schillers Finanzlage nichts gesagt, auch wenn der Satz zu unserem Thema gehört.

Was ist über »Schiller und das Geld« von Dritten glaubwürdig überliefert? Die Antwort führt zunächst ins Jahr 1768, das bereits in der Einleitung zu meinem Bericht erwähnt wurde.

Immanuel Gottlieb Elwert, ein Mitschüler Schillers, hat sich kurz nach Schillers Tod an dieses Jahr erinnert: Er und Schiller hatten wegen vorzüg-

¹³ Vgl. dazu: Jochen Klauß (Anm. 1), S. 33–35. – Ab 1816 erhielt Goethe ein Jahresgehalt von 3000 Talern.

¹⁴ Brief vom 6. März 1798 (Briefwechsel [wie Anm. 3], S. 619).

¹⁵ Brief vom 4. April 1797 (Briefwechsel [wie Anm. 3], S. 365).

licher Katechismus-Kenntnisse eine Belohnung von zusammen 4 Kreuzern erhalten und machten sich damit auf Einkaufstour: ein »Vierling Käs« sollte es für jeden zunächst sein, doch dazu wären 8 Kreuzer nötig gewesen. Am Ende gab's etwas Milch und Brot für jeden, zusammen für 3 Kreuzer; mit dem Rest wurden ein Wecken und etwas Obst gekauft.¹⁶

Es wird Zeit, etwas über den Wert des Geldes, von dem in meinen Bemerkungen immer wieder die Rede ist, zu sagen. Dabei ist das Selbstverständliche mit zu bedenken: daß auch damals im Lauf von vier Jahrzehnten der Geldwertschwund beträchtlich war. Statt komplizierter Vergleiche und Berechnungen, die sich auf einem eigenen Symposium behandeln ließen, in gebotener Kürze dies: Das gebräuchlichste Zahlungsmittel war im Deutschen Reich der Reichstaler. (Wenn im Folgenden nur von Taler gesprochen wird, ist damit Reichstaler gemeint. Es gab ja auch noch andere, anderswertige Taler, wie Laubtaler und Spezialtaler. Dem Taler entsprachen 1 $\frac{1}{2}$ sog. Konventionsgulden oder 24 Groschen oder 90 Kreuzer; 5 Taler waren soviel wert wie ein Louisdor, 6 $\frac{1}{3}$ Taler soviel wie ein Carolin.) Bei einem Vergleich der Preise für Grundnahrungsmittel, Kleidung und Miete (für Immobilienerwerb und -besitz gilt der Vergleich nicht), für Bücher und Theaterbesuche in den Jahren um 1800 mit den heutigen Preisen ergibt sich, daß der Wert eines Talers (der natürlich nicht in allen Staaten des Reiches gleich war) in den genannten Lebensbereichen mit etwa 20 bis 25 Euro angenommen werden kann. Die vier Kreuzer, mit denen Schiller und Elwert 1768 losgezogen waren, hatten demnach einen Wert von etwa einem Euro.

Wer nun glaubt, die monatlich 100, später 150 Taler für den Minister Goethe seien gar nicht so üppig gewesen, möge bedenken, daß zu seiner Zeit noch keine Ausgaben fällig waren für Autos, Waschmaschinen, Fernsehen, Kühlschränke, Telefone, teure Versicherungen, aufwendige Urlaubsreisen etc.; außerdem soll daran erinnert werden, daß Goethe auch als freier Schriftsteller hätte leben können. Gegen Ende seines Lebens gelang es ihm, seine Ausgabe letzter Hand für 60000 Taler Grundgehalt (!) an Cotta zu verkaufen. Auf einem Zettel von 1802 (als Goethe schon 1900 Taler vom Herzog erhielt) rechnet Schiller aus, wie es ihm gelingen könne, die von ihm jährlich benötigte Mindestsumme von 1300 Talern beizubringen.¹⁷ Armer Schiller?

Wir sind schon bei Schillers letzten Lebensjahren angekommen, müssen also noch einmal zurück, um zu sehen, welche Rolle das Geld in seinen früheren Jahrzehnten gespielt hat. Dazu sei der erst angefangene Bericht über

¹⁶ Vgl. den Bericht von Elwert in: NA 42. Unter Mitwirkung von Lieselotte Blumenthal hrsg. von Dietrich Germann und Eberhard Haufe. Weimar 1967, S. 5–6.

¹⁷ NA 41 II A. Hrsg. von Martin Schallhorn. Weimar 2006, S. 527.

die Berichte Dritter, in knapper Auswahl, fortgesetzt. Als er endlich, im Dezember 1780, ins Berufsleben treten konnte (als herzoglich bestallter Regimentsmedikus in Stuttgart), gab's kein üppiges Gehalt, 23 Gulden waren es¹⁸ (ein Gulden entsprach 16 Groschen, also $\frac{2}{3}$ Taler, also 60 Kreuzern), damit waren keine großen Sprünge zu machen. 1 Maß Wein (das war weniger als ein Liter) kostete im Gasthof »Zum goldenen Ochsen« einen halben Gulden, das heißt das Geld reichte nicht so recht, um des jungen »Räuber«-Dichters heftige Bedürfnisse (im Essen und Trinken, im Tabak-schnupfen, Kegeln und Kartenspielen, auch in der Liebe) ohne weiteres zu befriedigen.

Die Berichte über die Ausschweifungen des jungen Medicus, über die Augenzeugen berichtet haben, mögen gelegentlich übertrieben sein (etwa der Bericht des Schulfreundes Johann Wilhelm Petersen, in dem es heißt: »Mehrere waren Zeugen, daß er [Schiller] während eines einzigen Bey-schlafs, wobey er brauste u. strampfte, 25 Prise [!] Tabak schnupfte«¹⁹), aber die Erinnerung des ehrenwerten Lehrers Jakob Friedrich Abel wird in seiner »Kernaussage« nicht zu bezweifeln sein: »Zweymal oder dreymal geschah es [in Schillers Stuttgarter Zeit] [...], daß der junge, onerfahrene, zutrauensvolle des Weins gar nicht gewohnte Mann in einer lustigen Gesellschaft [...] zu viel tranck; hauptsächlich geschah dieses einmal als der General s. Regiments den Officieren ein Essen gab, zu dem auch er eingeladen war, aber so endete, daß er von dem Haus des Generals in s. Logis getragen werden muste. Von diesem Tage an war die Sage, daß er sich zu betrincken pflege, allgemein.«²⁰

Konnte Schiller nicht das von ihm Genossene bezahlen, taten es andere für ihn, oder es blieben Gasthof-Rechnungen unbezahlt, wie die des Ochsen-wirts Johannes Brodhag vom 1. August 1782, die verzeichnet, daß Schiller und Petersen noch für Speisen und Getränke 13 Gulden und 39 Kreuzer zu begleichen hätten. Die Schulden, die Schiller zurückließ, als er am 22. September 1782 aus Stuttgart floh, beglich weitgehend sein auf Ordnung und Redlichkeit bedachter Vater Johann Caspar, der auch in späteren Jahren gelegentlich seinen Sohn unterstützte, indem er dessen Verpflichtungen übernahm.²¹

Die mit der Flucht verbundenen Kosten bis Ende des Jahres übernahm zum größeren Teil der getreue Gefährte Andreas Streicher, der auf diese

18 Vgl. ebd., S. 217.

19 Zitiert nach: Friedrich Schiller: Der Venuswagen. Unveränderter Nachdruck der ersten Auflage von 1781 mit einem Nachwort von Norbert Oellers. Stuttgart 1993, S. VIII.

20 Zitiert nach: Richard Weltrich: Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Bd 1 [mehr nicht erschienen]. Stuttgart 1899, S. 844.

21 Vgl. zur prekären Finanzlage Schillers in den Jahren 1780–1784 zusammenfassend Georg Kurscheidt in: NA 33 II. Hrsg. von Georg Kurscheidt. Weimar 1998, S. 51–53.

Weise das Geld verlor, das er für eine Reise nach Hamburg, wo er bei Carl Philipp Emanuel Bach studieren wollte, gespart hatte. Dann, vom Dezember 1782 bis zum Juli 1783, lebte Schiller, einigermaßen versorgt, auf dem Gute Henriette von Wolzogens in Bauerbach; da war natürlich längst aufgebraucht, was er im März 1782 für seine »Anthologie auf das Jahr 1782« vom Metzler-Verlag bekommen hatte (immerhin 114 Gulden [= 76 Reichstaler]). Als Schiller Ende Juli 1783 Bauerbach verließ, hinterließ er nicht geringe Schulden, für die seine mütterliche Gastgeberin freilich gebürgt hatte, so daß Schillers Versprechen im Brief vom 11. Februar 1784 (als er sein Mannheimer Theaterdichter-Honorar in Höhe von 300 Gulden, also 200 Talern längst in der Tasche hatte), er wolle bis Ostern [11. April] diesen und jenen bezahlen: den Geldverleiher Israel, den Wirt und den Schumacher, bloß rhetorische Übungen waren. Nach dem Tod seiner Gönnerin (am 5. August 1788) teilte Schiller ihrem Sohn Wilhelm, seinem späteren Schwager, mit, er sei ihr (nun also ihm) 540 Gulden schuldig; er versprach Rückzahlungen »nach und nach« zu den Oster- und Michaelismessen.²² Es gibt keinen Beleg, nach dem es auch nur zu einer einzigen Zahlung gekommen wäre.

1788 lebt Schiller in Weimar, auf der vergeblichen Suche nach Goethe, der sich ihm entzieht und bald nach Jena empfiehlt; in Finanznöten, wie es jahrelang nicht anders war, ihnen belegend, wie es so ging, nun als fordernder Schriftsteller, dann durch die Annahme eines bürgerlichen Berufs (der aber, außer wenigen, immer weniger werdenden Kolleggeldern, nichts einbringt), schließlich durch eine vorteilhafte Heirat, Louise von Lengefeld, die chère mère, sorgt dafür, daß Tochter und Schwiegersohn nicht darben müssen. Das ist sehr nach Schillers Geschmack, auch wenn die Hilfen nicht so üppig sind, wie er sich das einmal, kurz vor Antritt seines Professorenamtes in Jena, ausgemalt hat: »Könntest Du mir«, heißt es im Brief an Körner vom 9. März 1789, »innerhalb eines Jahrs eine Frau von 12000 Thl. verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachieren könnte, so wollte ich Dir in 5 Jahren – eine Fridericiade, eine klassische Tragödie und weil Du doch so darauf versessen bist, ein halb Duzend schöner Oden liefern – und die Academie in Jena möchte mich dann im Asch lecken.«²³

22 Vgl. Schillers Brief an Wilhelm von Wolzogen vom 1. September 1788 (NA 25. Hrsg. von Eberhard Haufe. Weimar 1979, S. 102–103).

23 Ebd., S. 222. – Es ist nicht ganz klar, ob die gewünschte Summe nur für fünf Jahre das Leben sichern sollte (2400 Taler pro Jahr wäre immens viel) oder als Grundkapital ad indefinitum gedacht war; vielleicht schwebte Schiller gar ein stetiges Jahreseinkommen von 1200 Talern vor. Mit der Steigerung einer Summe um das Zehnfache hatte er am 19. Dezember 1787 Körner in Erstaunen gesetzt: »Armes Weimar! Göthes Zurückkunft [aus Italien] ist ungewiß [...]. Er verzehrt in Italien für nichtsthun eine Besoldung von 18000 [!] thal. und sie [die Vogts und Schmidts] müssen für die Hälfte des Gelds doppelte Lasten tragen.« (NA 24. In Verbindung mit Walter Müller-Seidel hrsg. von Karl Jürgen Skrodzki. Weimar 1989, S. 185–186). Dafür, daß Schiller Goethes Gehalt des Jahres 1787 von 1600 auf 1800 Taler erhöhte, kann es verschiedene Gründe geben: Unkenntnis, Übertreibungseifer und Sozialneid.

Bevor von den Zeiten gesprochen wird, in denen Schiller, um ohne bedrohende Not leben zu können, nicht mehr auf freundschaftliche Hilfen angewiesen war und nicht mehr nie zurückgezahlte Schulden machte, dieses wie jenes anscheinend wie selbstverständlich, von der 15 Jahre währenden Zeit als Ehemann und Vater also, sei eingeschoben, daß er nicht nur großzügig nehmen, sondern auch freundlich geben konnte. Der Maurermeister Anton Hölzel und seine Frau Anna, Schillers Wirtsleute in Mannheim, hatten 1784 ihren Mieter finanziell unterstützt. Anfang 1799, als sie in drängende Not geraten waren, zahlte ihnen Schiller zurück, was sie dringend brauchten (vielleicht sogar ein wenig mehr): etwa 100 Gulden, die, von Schillers Gehaltskonto abgebucht, durch Cotta, den Verleger, in zwei Raten überwiesen wurden. Nach dem Tod des Vaters (am 7. September 1796) verzichtete Schiller nicht nur auf das ihm zustehende Erbteil zugunsten der Mutter, sondern ließ dieser auch von Quartal zu Quartal (bis zu ihrem Tod) 30 Gulden zukommen, wieder durch Cotta. Nach ihrem Tod am 29. April 1802 nahm er allerdings das ihm zustehende Erbe – einen Betrag von 872 Gulden – an. Das Geld diente dazu, die Verbindlichkeiten gegenüber Cotta, der Schiller nicht unerhebliche Vorschüsse auf zu erwartende Manuskripte zu leisten pflegte und der seinen Autor bei den Erbauseinandersetzungen vertreten hatte, zu verringern. Darüber gibt Cottas Kontobuch detaillierte Auskunft.²⁴

Doch zurück. Schiller und das Geld 1787 bis 1805, in zwei zusammenfassenden Kapiteln: 1. Wieviel bekam Schiller von wem wofür? 2. Etwas zur Verwendung des Geldes.

29

In der ersten Weimarer Zeit (1787–1789) war die Lage, wie es scheint, für Schiller ziemlich ernst, wenn auch nie hoffnungslos: Er hatte – wie vorher nicht und später nicht – reguläre Einkünfte nur aus seinen Arbeiten als freier Schriftsteller, und damit ließ sich nicht in Saus und Braus leben. Als Schiller im Juli 1787 nach Weimar kam, war gerade »Dom Karlos« bei Göschen in Leipzig erschienen, seit Februar 1786 erschien im selben Verlag die Schillersche Zeitschrift »Thalia« (die den Vorabdruck des größeren Teils von »Dom Karlos« gebracht hatte); 1788 kamen an honorarbringenden Veröffentlichungen der erste Band der »Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen« (bei Crusius in Leipzig), dies und das in Wielands »Teutschem Merkur« (darunter »Die Götter Griechenlandes« und »Briefe über Don Karlos«) und, vor allem, das erste große Geschichtswerk »Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung« (auch bei Crusius) hinzu; 1789 folgte die Buchausgabe des »Geistersehers« (wieder bei Göschen).

²⁴ Die komplizierte Erbschaftsangelegenheit ist dokumentiert in NA 41 II A (wie Anm. 17), S. 560–584. Zum Verlagskonto vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Hrsg. von Wilhelm Vollmer. Stuttgart 1876, S. 689–690.

Die Einkünfte aus diesen Veröffentlichungen waren nicht beträchtlich. Im Februar 1786 schickte Göschen zusammen mit dem »Thalia«-Heft 30 Taler; allerdings hatte er schon vorher auf Schillers Bitte einen Vorschuß in unbekannter Höhe gezahlt; der mochte dann mit anderen Verbindlichkeiten des Verlegers verrechnet worden sein. Der wichtigste Einnahme-Posten resultierte aus der »Dom Karlos«-Buchveröffentlichung. Schiller verlangte und bekam dafür 250 Taler, damit ließ sich zur Not ein halbes Jahr leben, und dann? Die Theater in Hamburg, Riga und Mannheim, wo das Stück 1787 und 1788 gespielt wurde, zahlten zusammen etwa ebensoviel; wieder genug für ein halbes Jahr. Und dann? Crusius zahlte für die »Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung« 130 Taler; von Wieland bekam Schiller im April 1788 50 Taler; und Göschen schickte 1789 für mancherlei, darunter den »Geisterseher«, 200 Taler.

An Göschen schrieb Schiller am 29. März 1789, kurz vor seiner Übersiedlung nach Jena: »Weil ich Sie nicht so oft mit Geldforderungen beunruhigen mag und zu meinem jetzigen Etablissement in Jena doch nothwendig Geld brauche, so habe ich mir von einem hiesigen Manne [dem Kaufmann Gabriel Ulmann] 24 Carolin [das sind 152 Taler] gegen eine auf Sie ausgestellte Assignation [...] vorschießen lassen.«²⁵ So ging's also, sowohl recht wie schlecht: Auch weil Freunde und Mitglieder der Familie Lengfeld in Rudolstadt von Zeit zu Zeit halfen, unterschritt Schiller nicht die Armutsgrenze. Und das fordernde Handeln entwickelte sich langsam zu einer Spezialität des Dichters, wie ein kleines Beispiel zeigen mag: In einem Brief an Friedrich Justin Bertuch vom 6. Januar 1790 beklagte sich der Jenaer Verlagsbuchhändler Johann Michael Mauke, bei dem die »Sammlung Historischer Memoires« erschien, daß der Herausgeber, eben Schiller, immer dreistere Honorarforderungen stelle und nun auch verlange, den Satzspiegel zu ändern: »Das Format wäre zu groß und zu kompress, es ginge zuviel auf 1 Bogen.« Das Honorar sollte natürlich bleiben, wie es im Vertrag vom 12. Februar 1789 festgelegt war: 1 Carolin (das sind 6 $\frac{1}{3}$ Taler) pro Bogen. »Überhaupt«, schrieb Mauke in dem Brief, »merk ich, daß der Herr Professor vieles Geld braucht.«²⁶

Das viele Geld, das Schiller brauchte, bekam er in der Folgezeit von seiner Frau, vom Erbprinzen von Augustenburg, von seinen Verlegern und, in nicht unbeträchtlichem Umfang, von Carl August, seinem Herzog.

Wie der Dichter-Professor an die jährlichen Zuwendungen des Hofes gelangte, sei mit ein paar Sätzen mitgeteilt: Ende 1789, kurz vor seiner Heirat, bat Schiller, der als Professor extraordinarius kein Gehalt bezog, den Herzog um eine, wie es hieß, »Pension«. »Habe ich alle meine Zeit für

25 NA 25 (wie Anm. 22), S. 235.

26 NA 42 (wie Anm. 16), S. 126. Vgl. auch NA 41 II A (wie Anm. 17), S. 271–272.

mich«, schrieb er an Körner, »so komme ich ohne Pension aus [...]. Es kommt alles darauf hinaus, ob ich die 2 ersten Jahre [zusammen mit der Ehefrau], in jedem 600 rth, gewiß erwerben kann; denn mit 800 rth kann ich ohne Anstand hier leben.«²⁷ Der Herzog bewilligte (nicht zuletzt mit Rücksicht auf Charlotte von Lengefeld, der er mit Wohlwollen zu beggennen pflegte) bereits am 26. Dezember dem Bittsteller »eine jährliche Besoldung von zwey Hundert Rthlr. aus Unsern hiesigen Cammer-Mitteln.«²⁸ 1799, als Schiller sich dachte, wenigstens in den Wintermonaten in Weimar zu leben, schrieb er dem Herzog, die geplante doppelte Haushaltsführung sei mit seinen »ökonomischen Mitteln« nicht zu bestreiten: »so wage ich die unterthänigste Bitte an Eure Durchlaucht mir die Kosten Vermehrung, welche mir durch die Translocation [...] jährlich zuwächst, durch eine Vermehrung meines Gehalts gnädigst zu erleichtern.«²⁹ Die Erleichterung kam postwendend: der Herzog verdoppelte, »von Michaeli dieses Jahres an«, die »Pension« auf 400 Taler,³⁰ von denen auch nichts weggenommen wurde, als sich herausstellte, daß Schiller, da er mit der ganzen Familie nach Weimar zog, keine Kosten für eine doppelte Haushaltsführung hatte. Diese Erhöhung war nicht die letzte. Nach seinem Aufenthalt in Berlin spielte Schiller im Mai/Juni 1804 mit dem Gedanken, einem Ruf nach Berlin (der auch tatsächlich in Aussicht stand) zu folgen. Doch könne er sich auch vorstellen, ließ er Carl August wissen, in Weimar zu bleiben – wenn er dort mehr Geld bekomme, nicht für sich, sondern für seine Kinder. »Ich bin 45 Jahr alt, meine Gesundheit ist schwach und ich muß auf die Zukunft denken.«³¹ Der Herzog versicherte schon am folgenden Tag, er wolle »den mir so erfreulichen vorsatz bey uns zu bleiben, belohnen.«³² Die Pension erhöhte sich nun auf 800 Taler.

| 31

Das wachsende Ansehen, das Schiller in der Öffentlichkeit als Dichter und Geschichtsschreiber, aber auch als Herausgeber von Sammelwerken (wozu auch die Zeitschrift »Thalia« zu zählen ist) genoß, führte wie selbstverständlich dazu, daß er, dem einschränkende Zurückhaltung nie eigen war, bei Verhandlungen mit Verlegern (seit 1794 vor allem mit Cotta) immer entschiedener seine finanziellen Interessen verfocht und meistens durchsetzte. Dafür nur zwei Beispiele aus dem Jahr 1794 (dem Schicksalsjahr der deutschen Klassik, wie sich pathetisch behaupten läßt), die Herausgabe der »Horen« und des »Musen-Almanachs« betreffend: Am 28. Mai schloß Schiller mit Cotta in Jena den Vertrag über die geplante Zeitschrift,

27 Brief vom 27. Dezember 1789 (NA 25 [wie Anm. 22], S. 375).

28 Reskript des Herzogs an die Kammer in Weimar (NA 41 II A [wie Anm. 17], S. 330).

29 Brief vom 1. September 1799 (NA 30. Hrsg. von Lieselotte Blumenthal. Weimar 1961, S. 94).

30 Brief des Herzogs an Schiller vom 11. September 1799 (NA 38 I. Hrsg. von Lieselotte Blumenthal. Weimar 1975, S. 156).

31 Brief an Carl August vom 4. Juni 1804 (NA 32. Hrsg. von Axel Gellhaus. Weimar 1984, S. 137).

32 NA 40 I. Hrsg. von Georg Kurscheidt und Norbert Oellers. Weimar 1987, S. 215.

deren Beiträger pro Bogen zwischen 3 und 8 Louisdors (also 15 bis 40 Reichstaler) erhalten sollten (macht für Schillers Aufsatz »Ueber naive und sentimentalische Dichtung« allein etwa 250 Taler); dazu kamen jährlich für die Redaktion (die praktisch nur aus Schiller bestand) 100 Dukaten (macht noch einmal 280 Taler). Eine Quittung Schillers für Cotta vom 7. Dezember 1794 (als noch kein »Horen«-Stück erschienen war) lautet: »Dreyhundert und Sechzig Gulden [das sind 240 Taler] Honorar für die Horen sind an Endes Unterschriebenen von Herrn J. G. Cotta *Vorschuß* Weise ausbezahlt worden, welches *hiedurch* bescheinige / FSchiller Hfr.«³³

Kaum weniger vorteilhaft als der »Horen«-Vertrag ist der, den Schiller am 15. August 1794 mit dem Buchhändler Salomo Michaelis aus Neustrelitz über die Herausgabe des »Musen-Almanachs« schloß. Danach standen Schiller 300 Reichstaler als Herausgeber zu, außerdem der zu errechnende Anteil am Gesamtbetrag von 150 Taler für alle Beiträge.

Auch mit einer größer werdenden Familie mußte Schiller nicht fürchten, einer finanziell ungesicherten Zukunft entgegen zu gehen.

Im Juli 1795 begann Schiller, die ein- und ausgehende Post in einem Kalender zu verzeichnen. Bald kamen auch Eintragungen über Finanzgeschäfte hinzu, beginnend mit einer Notiz am 4. Oktober 1795: »Besoldung a 50 rth.«³⁴ Damit ist die Quartalszahlung der herzoglichen Kammer gemeint. Später wimmelt es von Zahlen, die, in Verbindung mit den vielen erhaltenen Quittungen, Anweisungen und Briefen (besonders denen an Cotta), ein facettenreiches Bild der Vermögensverhältnisse des Dichters im letzten Jahrzehnt seines Lebens geben. Auch wird aufgeschrieben, daß er für zwei Westen 4 ½ Reichstaler, für einen Klatfer Eichenholz 7 Taler und 15 Groschen, für ein Paar Handschuhe 12 Groschen bezahlt hat, etc. Die Buchführung ist nicht so penibel wie die Goethes, der über alle seine Einnahmen und Ausgaben für jedes Jahr Rechnungsbücher vollschreiben ließ, jeden Monat bilanzierend. (Daraus erfährt die Nachwelt, was und wieviel seine Gäste gegessen und getrunken haben und wie teuer das von ihnen Verzehrte war.) In unserem Zusammenhang, nämlich zum Schluß meines vorletzten Kapitels (»Wieviel bekam Schiller von wem wofür?«) sind andere Eintragungen von Interesse, etwa: »hab ich vorrätig gehabt [...] 320. rth. / Empfang ich vom Weimarer Theater 100 rth.«³⁵ (So am 16. August 1802.) Oder, am 2. Januar 1801: »Reichenbach 370 Lbthlr.«³⁶ Das macht etwa die 600 Reichstaler aus, die der Berliner Verleger Unger als Honorar für »Die Jungfrau von Orleans« zu zahlen hatte, die er nun über das Leipziger

33 NA 41 II A (wie Anm. 17), S. 355.

34 NA 41 I. Hrsg. von Georg Kurscheidt und Andreas Wistoff unter Mitarbeit von Horst Nahler. Weimar 2003, S. 13.

35 Ebd., S. 188.

36 Ebd., S. 145.

Bankhaus Gebrüder Reichenbach überweisen ließ. (Für Schillers nächste – und zugleich letzte – Stücke, für »Die Braut von Messina« und »Wilhelm Tell« mußte Cotta noch tiefer in die Tasche greifen, wie sich aus seinen Kalkulationen³⁷ ergibt.) Aber auch diese Kalender-Eintragung sollte bei unserm Schnellgang durch das Dickicht »Schiller und das Geld« Aufmerksamkeit verdienen, eine Eintragung vom 24. Mai 1802, knapp vier Wochen nach dem Einzug ins fast ausschließlich durch Fremdmittel finanzierte eigene Haus: »300 rth., als den Rest der 4200 rth. für das Hauß an d Rath Schulze abgetragen.«^{37a} Das heißt: Was der Stadt Weimar (in Person: dem Bürgermeister Carl Adolph Schultze) zustand (nämlich der Preis des Hauses in Höhe von 4200 Reichstalern), war am 24. Mai 1802 bezahlt – mit Darlehen, die sich Schiller von seiner Schwiegermutter, von Cotta, Goethe und dem Pächter Johann Andreas Weidner aus Niederroßla besorgt hatte. Das ist ein weites Feld, das hier nicht mehr betreten werden soll, das sich aber, mit Schillers Kalender in der Hand, recht gut erkunden ließe.³⁸

Nun sind wir, wie schon einmal nebenbei, als von Westen, Holz und Handschuhen die Rede war, endlich beim letzten Kapitel angekommen, in dem etwas zur Verwendung des von Schiller eingenommenen Geldes berichtet werden soll. Eigenkapital gab es ja beim Kauf des Hauses in der Esplanade so gut wie nicht; erst der Verkauf des Jenaer Gartenhauses, der 1150 Reichstaler einbrachte, verbesserte die Bilanz. Was aber hat Schiller nur mit dem Geld angestellt, das er Jahr für Jahr (im Durchschnitt sicher mehr als 2000 Taler, auf jeden Fall deutlich mehr als die 1600 Taler, die er nach eigener Angabe im Jahr 1804³⁹ zur Bestreitung des Lebensunterhalts für sich und seine Familie brauchte) einnahm?

Vorweg: Groß waren die Spielräume natürlich nicht, die blieben, wenn bezahlt war, was – zusätzlich zu den Lebensmitteln im eigentlichen Sinne – bezahlt werden mußte, etwa, um durch ein paar Kalendereintragungen zu bekräftigen, was schon angedeutet worden ist, das Reisegeld für das schwäbische Kindermädchen (2 Reichstaler, 20 Groschen), am selben Tag Lohn

37 Vgl. NA 41 II A (wie Anm. 17), S. 478 (mit 300 Dukaten rechnete Cotta in beiden Fällen; das sind mehr als 800 Taler).

37a NA 41 I (wie Anm. 34), S. 180.

38 Eine nachträglich vorgenommene Eintragung auf der Innenseite des Deckels und der Vorderseite des ersten Vorsatzblattes des Kalenders für 1799 (»Tägliches Taschenbuch für alle Stände auf das Jahr 1799«) sei wenigstens zitiert (nach NA 41 I [wie Anm. 34], S. 109), um anzudeuten, wie ergiebig der Kalender für eine gründliche Behandlung des Themas »Schiller und das Geld« sein kann: »vom 15 März 1802 biß zum 15 May 1804 die Braut, den Tell und den Warbeck dafür zusammen 3150 rth. mit den Theater Einnahmen. Dazu zwey Jahre Fixum 1150 rth. und das Kaufgeld für mein Gartenhauß 1150 rth. macht 5450 rth. Dazu 1300 rth. für zwei Bände Theater macht 6700 rth. Nun brauche ich auf 1803 und 1804 zusammen 3200 rth., bleibt also 3500 rth. womit ich bezahle: 2200 rth. an den Pächter [Johann Andreas Weidner] / 1300 rth. dem Cotta schuldig. / [Summa:] 3500 rth. / habe also noch vom May 1804 an zu zahlen [...]« (Die an Cotta, die Schwiegermutter, Wilhelm von Wolzogen, Körner und Charlotte [!] zu zahlenden Beträge belaufen sich auf insgesamt 1750 Reichstaler; die Ehefrau bekommt davon 75.)

39 Siehe die in der Anm. 38 zitierte Berechnung.

Jahr 1802

Geld und Einkünfte

Auktionen auf dem Gasthof 1000

Vorposten von Cotta auf
meinem Theater, 300 fassig 1950

Gefchenk 30jähr. Ring 325.

1 Theaterstück, Aufsatz
von Weim, Berlin, Leipzig,
Hamburg u. andern Städten 275.

Zettel von meinem Vorrath 350.

3900.

Leihalt nach Übung 150.

Fixum 620.

Amicus, Gedicht etc. 325.

— 14 Baud. Prof. 175.

1270

Jahr 1803.

Fixum 570.

1. Stück Cotta 650.

Chines. Rom. 330.

1550.

Leihalt da
auf 200

Schneider. 200

Johann, f. d. H. 200

Bell in London. 200.

pro 300.

Worte von England

mein Gedicht von auf

1 Theaterstück 275.

Theater 275.

Jahr 1804

Theater 216. ^{anfallend zum neuen Jahr} 100.
Fixum 570
 1 monatl. Mith. Cotta 650
 Cmsius, prof. d. V. 150
Habe 1470

Mein Theater 2 Bände 1300.
 16. Mith. von 1804 650.
 Klainigkeits an Cotta 3 228
 Hand. Editionen, etc } 2178

Soll.
 Vorjahr in Jahr 1804 1950.
 Meiner Muths 3 Quartal 228
2178

Quitt mit Cotta.

Jahr 1805.

Fixum — 570
 Theater ganz R. 1 monatl. Mith. — 650.
 550. 7220.

Mein Theater III. u. IV. 1300.

Jahr 1806

Fixum 570.
 Intimsten 50.
 1 unv. Buch 650
 Censur Univ.
 Roman 200.

Theater VII.

1470.

Main Theater V und VI. Band 1300.

Jahr 1807.

Fixum 570.
 Intimsten 100.
 1 unv. Buch, Lotta 650.

Theater VII

9320

Main Theater VII und VIII Band
 nach Abzug von 3 Jap. geldm. 1100.
 unv. Bücher

Jahr 1808

Intimsten 150
 Fixum 570.
 ein unv. Buch, Lotta 650
1370.

Theater zum
 Buch 500.

Main Theater IX und X Band 1300

Summa main Theater 5000.
 Honorar von d. Handb. 2400.
 Capital 7400.

In Diesem Jahre 10 Hefenstücke
 im 1801 angefangen, worüber und
 die eingearbeitet und gerechnet.

Jahr 1809

Fixum	570
Jahres	200.
Einzelst. Arbeit	650
und des J. 1801	
Einzelst. Arbeit	1420.

—

für die Amme, die der Tochter Caroline mehrere Monate ihre Milch geliefert hatte (7 Reichstaler, 4 Groschen)⁴⁰; vier Tage später bekam der mit Schreibarbeiten beschäftigte Diener Georg Gottfried Rudolph 1 Reichstaler. Am 15. und 16. Dezember 1800, Weihnachten naht, werden diverse Textilien, Schnallen und Knöpfe für insgesamt 44 Taler gekauft. Und der Hausarzt ist so billig nicht: Johann Christian Starke bekommt am 11. Januar 1801 130 Taler für seine Bemühungen um Schillers und seiner Frau Gesundheit in den vorangegangenen Monaten. Und auch dies noch, die Eintragung vom 24. Mai 1803: »an Löser [d. i. Jakob Löser, Handelsmann in Weimar] 12 Carolin [also 76 Taler] für 1 Spiegel 1 Schreibtisch und 1 Commode.« Es gab für Schiller noch andere Ausgabenzwänge.

Am 29. Juli 1802 schrieb Goethe an Schiller: »Herr Doctor Meyer von Bremen hat eine Ohm [das sind etwas mehr als 140 Liter] sehr guten Portwein angeboten, welches ungefähr 160 Bout. beträgt. [...] Ich bin geneigt diesen Wein kommen zu lassen, wenn einige Freunde daran Theil nehmen wollen.«⁴¹ Heinrich Meyer, der Freund, nahm teil und bestellte 20 Flaschen, Schiller nahm teil und bestellte 40 Flaschen. Die Weinsendung traf am 3. November in Weimar ein, was Schiller in seinem Kalender vermerkte: »Bremer Portwein 40 Bouteillen a 20 rth. schwer Geld«⁴² (die Flasche, die etwa 0,85 Liter faßte, kostete also einen halben Taler). Mit dem Vorrat ist Schiller nicht lange ausgekommen. Die Weinbestellungen, die im Kalender festgehalten wurden (hauptsächlich Bestellungen bei dem Weinhändler Johann Justin Zapf aus Suhl) sind beträchtlich; meistens ist nur der Eingang des Bestellten notiert, beginnend am 20. April 1796: »Zapf Wein«, endend am 19. März 1805: »Ein Eimer Würzburger Wein von Zapf. wofür noch 26 rth. restiere.«⁴³ Ein Eimer heißt: 71,708 Liter. Die Angabe findet sich nicht selten: »Zapf nebst 1 Eimer Wein«; so am 6. April 1804, am folgenden Tag: »Ramann 1 Kiste«.⁴⁴ Christian Heinrich Ramann war der Weinhändler, der Schiller in seinem letzten Lebensjahr reichlich mit Burgunderweinen versorgte. Andere Händler, wie Heinrich Toel aus Bremen und Johann Hoffmann aus Mehlis, lieferten auch von Zeit zu Zeit Weine verschiedener Provenienz.

40 Siehe den Eintrag unter dem 21. April 1800 (NA 41 I [wie Anm. 34], S. 133); der Eintrag vom 25. April ebd. Zu den folgenden Angaben siehe ebd., S. 143, 146 und 213.

41 Briefwechsel (wie Anm. 3), S. 1050.

42 NA 41 I (wie Anm. 34), S. 193.

43 Ebd., S. 31 und 259.

44 Ebd., S. 233.

25 Jahre seines Lebens hat Schiller, wie es scheint, gern und viel Wein getrunken (Weißwein, Rotwein, Portwein und, in beträchtlichen Mengen, Malaga).⁴⁵ Andere Getränke kamen hinzu; bevorzugt Bier. Am 6. Februar 1801 bezahlt der Dichter »Engl. Bier / 1 Eimer und Faß«⁴⁶ (zusammen etwa 85 Liter für 4 ½ Taler); am 5. Juli 1802: »Das englische Bier zu 160 Maaß« (1 Maß: etwa 0,9 Liter, die Rechnung für die fast 150 Liter: 9 ⅓ Taler), am 7. Januar 1803: »2 rth. 9 gr. Rest für Bier«. Etc.

Genug gesprochen. Das Fazit sei noch gestattet: Schiller war nicht reich, er war nicht arm. Er versagte sich nicht viel, das heißt er stillte seine leiblichen Bedürfnisse, auch in Zeiten knapper Kassen, wie es eben ging. Aber dabei vergaß er nicht, was von ihm erwartet wurde: ein treusorgender Vater zu sein. Dem Herzog schrieb er in dem bereits zitierten Brief vom 4. Juni 1804, er wolle, da er vermutlich nicht mehr lange zu leben habe, für die dann verwaisten Kinder etwa ein Drittel dessen, was er einnehme, zurücklegen. Schon vorher, am 20. März 1804, hatte er in einem Brief an Wilhelm von Wolzogen geschrieben: »[...] kann ich nur mein fünfzigstes Jahr mit ungehinderten Geisteskräften erreichen, so hoffe ich soviel zu ersparen, daß meine Kinder unabhängig sind.«⁴⁷ Da hatte er nur noch 13 Monate und 19 Tage zu leben. Aber seine Familie fiel danach, obwohl kein Erspartes vorhanden war, nicht in Armut.

1802.	1803.	1804.	1805.	1806.	1807.	1808.
Bier. 400. Wein. 100. Kost. 320. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320.	Bier. 320. Wein. 100. Kost. 320. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320.	Bier. 320. Wein. 100. Kost. 320. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320.	Bier. 320. Wein. 100. Kost. 320. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320.	Bier. 320. Wein. 100. Kost. 320. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320.	Bier. 320. Wein. 100. Kost. 320. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320.	Bier. 320. Wein. 100. Kost. 320. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320. Bier. 300. Zins. 320.
Summe 1900.	Summe 1900.	Summe 1900.	Summe 1900.	Summe 1900.	Summe 1900.	Summe 1900.

Friedrich Schiller

Voranschlag von 1802 über Einnahmen für die Jahre 1802 bis 1809
Goethe- und Schiller-Archiv 83/611 Bl. 5

45 Am 27. Juni 1804 hat Schiller aufgeschrieben, welche Weinvorräte er noch hatte, darunter waren 61 Flaschen Malaga, 37 Flaschen Burgunder, 34 Flaschen Frankenwein, 10 Flaschen Portwein (vgl. ebd., S. 240).

46 Ebd., S. 147. Die folgenden Angaben ebd., S. 186 und 205.

47 NA 32 (wie Anm. 31), S. 117.